



Am 21. Juli 1956 wurde die neue Stuttgarter Liederhalle eröffnet – damals ein Solitär am Rande der Innenstadt. Unten der Blick in den noch offenen Bühnengraben des großen Saals während des Richtfests.

Fotos: Archiv Liederkrans e.V., Stuttgart

Stuttgart 50 Jahre Liederhalle

Der 23. Dezember 1954 ist für die Kultur in Stuttgart ein entscheidendes Datum: Der Gemeinderat beschließt den Neubau des städtischen Konzerthauses „Liederhalle“. Eine mutige Entscheidung, denn die Stuttgarter Bevölkerung ist im Sog des Wirtschaftswunders hin und her gerissen zwischen dem Erhalt und Wiederaufbau historischer Bauten oder deren Abriss – mit gleichzeitigem Hoffen auf Modernität und Fortschritt. Um den Wiederaufbau der „alte Liederhalle“, die in den Bombennächten 1943/44 nicht nur ihre bauliche Substanz, sondern auch die lange Tradition des Stuttgarter Liederkranses verlor, war lange gerungen worden. Die Erinnerung an den ursprünglichen Bau von Christian Friedrich von Leins (1863), der für das alte Stuttgart steht, sollten sich in der Rekonstruktion wieder finden. 1949 hatte der Liederkrans Stuttgart als privater Auslober dazu einen eingeladenen Architekturwettbewerb veranstaltet, der wider Erwarten, zu einem grandiosen Feuerwerk von Entwurfsideen fernab konventioneller Bauauffassungen führte. Besonders der erstplatzierte Entwurf von Hans Scharoun, der durch kühne und phantastische Raumillusionen faszinierte, erregte Aufsehen. Für die Stuttgarter war der damals zu kühn – Scharoun durfte seine Konzerthausideen aufgrund der konservativen Haltung des Auslobers hier nicht realisieren. Aber sein Entwurf irritierte und bewirkte letztlich einen Wandel in der Einschätzung der gesellschaftsrelevanten Bedeutung eines Konzerthauses für Stuttgart. Nicht zuletzt aus finanziellen Gründen nimmt der Liederkrans Abstand von sei-

nen Plänen, die alte Halle wieder aufzubauen. Die Stadt Stuttgart kauft das Grundstück und sucht unter den Teilnehmern des Wettbewerbs nach einem Architekten für einen Neubau. Adolf Abel (1882–1968) und Rolf Gutbrod (1910–1999) – der präzise Techniker und exakte Konstrukteur aus München und der kreative Schöngeist und anthroposophische Gestalter aus Stuttgart – werden schließlich mit der Erarbeitung eines Vorentwurfs beauftragt. Am 25. Juni 1954 stellt die Architektengemeinschaft ihre völlig veränderte Planung vor. Die Öffentlichkeit wird mit einem freien, unkonventionellen Raumkonzept konfrontiert, das auf Symmetrie und Orthogonalität weitgehend verzichtet und das sehr eindringlich reflektiert, wie grundlegend sich innerhalb von fünf Jahren Entwurfs- und Gestaltungsauffassung verändern können. In diesen Jahren gleichen die Planungen für das Konzerthaus Liederhalle einem Fanal; sie sind Neubeginn und Aufbegehren gegen die funktionalistische Reduktion auf das Zweckhafte in der Architektur. Heute ist der Bau ein Zeugnis architektonischen Denkens der 50er Jahre. Seit 1987 steht die Liederhalle völlig zu Recht auch unter Denkmalschutz. Die Liederhalle ist bereits während der ungewöhnlich kurzen Bauphase (1955/56) eine Attraktion in Stuttgart. Mit der Eröffnung am 21. Juli 1956 stehen drei völlig unterschiedliche Veranstaltungssäle zur Verfügung, außen ablesbar als Arrangement dreier markanter Baukörper. Der im Grundriss flügelartige große Saal, später Beethovensaal, fasst 2000 Besucher und fasziniert durch seine Großzügigkeit und den eleganten Schwung der Empore, die sich aus dem Parkett erhebt. Die neueste

Technik der 50er Jahre wird unaufdringlich integriert. Der Maler und Bildhauer Blasius Spreng, der für die künstlerische Ausstattung verantwortlich zeichnet, und Rolf Gutbrod verstehen sich gestalterisch und menschlich sehr gut. Mit der abstrakten Komposition aus Sichtbeton und Holz, Textilien und Mosaiken gelingt es ihnen ein Gesamtkunstwerk zu schaffen. Die Raumakustik ist außergewöhnlich gut: Der Beethovensaal gilt als einer der besten Konzertsäle der Welt.

Kleiner und durch die unmittelbare Nähe von Interpreten zum Publikum intimer ist der Mozartsaal für 750 Besucher. Der eigenwillige Raumeindruck wird hier durch den Grundriss in Form eines unregelmäßigen Fünfecks bestimmt. Der kleinste Saal, der „normalste“ Raum in der Liederhalle – Orthogonalität herrscht vor, und die Atmosphäre ist eher nüchtern –, ist der Silchersaal mit 350 Plätzen, ursprünglich als Proben- und Vortragssaal entwickelt für Musik, bei der Improvisation und das Experiment im Vordergrund stehen. Zusammengehalten wird dieses Arrangement verschiedener Saalkörper durch das Foyer. Dort mischen sich die Besucher, die aus der oberen Ebene und von der Schlossstraße her kommen, mit denen, die vom Eingang Breitscheidstraße oder auch vom unterirdischen Gang vor der Tiefgarage das Konzerthaus betreten. Das Foyer ist auch immer wieder Schauplatz großer Stuttgarter Festveranstaltungen.

In den folgenden dreißig Jahren führt die Liederhalle ein Solitäre dasein – ein Schmuckstück am Rande der Innenstadt; städtebaulich betrachtet mit entsprechendem Entwicklungspotenzial. Alles um das neue Konzerthaus herum scheint

im Werden und auf Zukunft gerichtet. Neue Straßenzüge und Plätze entstehen. Das 25-jährige Jubiläum der Liederhalle 1981 gibt schließlich den Anstoß, über eine Erweiterung nachzudenken. Das Konzerthaus Liederhalle wird 1991 im Norden des Geländes um das Kongresszentrum, das unter der Breitscheidstraße hindurch an den Komplex angebunden wird, zum „Kultur- und Kongresszentrum Liederhalle“ erweitert. Von 1991 bis 1993 wird die Liederhalle modernisiert und saniert. Wolfgang Henning, ehemaliger Partner Gutbrods, plant den Umbau und die notwendige Technikintegration sehr behutsam. Rolf Gutbrod steht mit seinem Rat zur Seite. Nahezu zeitgleich entsteht in Fortführung dieses städtebaulichen Komplexes



ein Hotel mit einem „Gelenk“ – Alte Reithalle –, und ein unterirdischer Verbindungsgang, der das Hotel direkt an die Konzerthalle anbindet. Seit dem Jahr 2000 schließlich ist die Liederhalle vollends Teil eines Stadtquartiers, in das mit der Sanierung und Modernisierung des benachbarten Bosch-Areals städtisches Leben eingezogen ist. Die Liederhalle ist in der Innenstadt angekommen und die Hoffnungen aus den 50er Jahren vom später hier einmal pulsierenden Stadtleben mit hohem Freizeitwert als Ausdruck einer vitalen Kulturgesellschaft Realität geworden.

Rudolf Schricker



Wien Frei schwingen. Stühle zwischen Architekturmanifest und Materialexperiment

Mart Stam und Ludwig Mies van der Rohe, so ist immer wieder zu lesen, hätten anlässlich der Stuttgarter Weißenhof-Ausstellung im Jahr 1927 den Freischwinger erfunden. Dass es hingegen ein Amerikaner war, ja die Ehre eigentlich sogar einem österreichischen Entwerfer namens Franz List gebührt, der das Prinzip des Stuhls auf zwei Beinen bereits 1852 zu Papier brachte, zeigt das Wiener Museum für angewandte Kunst (MAK) in einer kleinen, aber aufschlussreichen Ausstellung.

An den unzähligen Varianten des Freischwingers ließe sich wunderbar nachweisen, dass dieses Möbel von Beginn an den Makel mit sich herumschleppte, eine Kopfgeburt zu sein. Der Amerikaner Harry E. Nolan handelte noch ganz unschuldig, als er im Jahr 1922 einen Stahlrohrstuhl zum Patent anmeldete, bei dem eine kleine Stahlschlaufe die Sitzfläche mit der Unterkonstruktion verband. Schön war der Stuhl nicht, und schön waren auch die federnden Sitze der Landmaschinen keineswegs, die das Prinzip des Freischwingers schon in den 1880er Jahren vorwegnahmen. Um Schönheit ging es erst, als Stam und Mies van der Rohe begannen, gebogene Stahlrohre zu erkunden. Doch der Sitzkomfort blieb bescheiden.

Aber war das Sitzen überhaupt das Thema? Der Ausstellungskatalog stellt den Freischwinger neben Architekturentwürfe wie El Lissitzkys Wolkenbügel, wodurch das Möbel zur Zwischentappe auf dem Weg zu schwebenden Gebäuden erklärt wird. Ein schönes Fundstück

ist eine Bilderserie von Marcel Breuer, der den Freischwinger als Entwicklungsschritt gleich ganz überspringen möchte und als Ziel der Sitzmöbelevolution eine Frau zeigt, die von einer „elastischen Luftsäule“ getragen wird. Von der ästhetischen Wirkungskraft des Freischwingers meilenweit entfernt war seine Verbreitung. In fast allen Varianten war er zu teuer. Adolf Loos schrieb deswegen an den Hersteller Thonet: „Ich schmeiße Euch die Scheiben ein, wenn Ihr nochmal Stahlrohrsessel zeigt.“ Er wollte nicht hinnehmen, dass ein so aufwendig zu produzierendes Möbel dem geliebten und günstigen Kaffeehausstuhl Thonet Nr. 14 den Platz streitig machen sollte, bloß weil sich die Zeitgenossen für chromblitzende Maschinenformen begeistert.

Die Geschichte wiederholte sich in ähnlicher Weise bei den Plastikschalen-Stühlen der 60er Jahre. Es waren Materialexperimente und Demonstrationsobjekte für die Weltraum-Mode, schöne Skulpturen, aber eben keine Vorlagen, an denen sich irgendwann IKEA hätte bedienen können, um einen Artikel für den Massenmarkt daraus abzuleiten. Der mit 3 Mio. verkaufter Exemplare erfolgreichste „Stuhl ohne Hinterbeine“ fehlt in der Ausstellung leider, dabei zählt er zur Grundausstattung junger Eltern: Der „Tripp Trapp“ von Stokke (Design: Peter Opsvik) schwingt zwar nicht, aber das hat der selbstverständlich im MAK gezeigte „Zig Zag“ von Gerrit Rietveld ja auch nie getan. *Oliver Elser*

MAK, Stubenring 5, 1010 Wien, www.MAK.at; bis 19. Oktober, Di 10–24, Mi 10–18 Uhr. Der Katalog kostet 21 Euro.

Die MAK-Studiensammlung Möbel zeigt einen kompakten Überblick über die 80-jährige Entwicklungsgeschichte des Freischwingers.

Foto: MAK/Georg Mayer

Görlitz Denksalon Revitalisierender Städtebau

Werte in der Stadtentwicklung – dies war Thema des zum zweiten Mal vom Kompetenzzentrum Revitalisierender Städtebau veranstalteten „Denksalons“ am 16. und 17. Juni in Görlitz. Welche Perspektiven haben Städte angesichts der viel diskutierten Schrumpfungssituation? Gibt es Werte, die nicht „messbar“ sind, die außerhalb der gewohnten Blickwinkel von Planung, Politik und Gesellschaft liegen und Gradmesser bzw. Wegweiser für die zukünftige Gestaltung der Städte sein können? Zwölf Referate aus unterschiedlichen Fachperspektiven gaben den inhaltlichen Impuls für die sich anschließenden Diskussionsrunden über den Wertewandel in der Stadt. Die Veranstaltung rückte den kritischen Diskurs und nicht den Vortrag in den Mittelpunkt, wollte weniger die fachspezifische denn die fachübergreifende Debatte fördern.

Charles Landry aus Gloucestershire warb für eine neue „Kultur der Kreativität“, die sich nur dann einstellen könne, wenn man aus den eigenen fachspezifischen und gesellschaftlichen Grenzen heraustrete. Nicht neue Werte müssten geschaffen, sondern die „Kreativ-Potenziale“ neu entdeckt werden. Anstatt innovatives Handeln durch Regeln und Verbote zu unterbinden, sollten die Menschen ganz im Gegenteil dazu eingeladen werden, unkonventionell und informell ihre Stadträume zu gestalten und zu beleben.

Einen Wertekanon gänzlich anderer Art stellte Andreas Billert aus Frankfurt/Oder vor: In verschiedenen polnischen Städten – so in Glogau und Elbing –

entstehen auf Brachflächen völlig neue „Retroversionen“ mittelalterlicher Städte. Sie sollen die Atmosphäre einer Altstadt vermitteln und damit das Bild eines intakten urbanen Stadtzentrums generieren, um Investoren zu „emotionalisieren“, aber auch, um das essentielle Bedürfnis der Bevölkerung zu bedienen, die wieder „historisch“ wohnen will. Die Teilnehmer der Tagung führten nicht nur eine Werte-, sondern auch eine Strategiediskussion des Stadtbbaus. Müsste nicht eine neue Form des Bodenmarktes, des Behaltens und Tauschens von Flächen in unseren Städten Einzug halten? Sollten gar informelle Strategien abseits jeder offiziellen Planung die Vermarktung und Gestaltung von Stadtteilen selbstständig regeln? Wie kann man Identität in einer Stadt herstellen, wenn man gleichzeitig baukulturelles Erbe vernichtet? Iris Reuther, Leipzig, referierte über das Pilotprojekt des „mentalen Stadtbbaus“ in der Lutherstadt Eisleben. Hier wird das Bürgerengagement zum Motor der sozialen, kulturellen und ökonomischen Attraktivitätssteigerung. Neue Allianzen von Eigentümern zur Freiraumbewirtschaftung bewirken nicht nur die (Re-)Vitalisierung der Brachfläche eines abgeräumten Hauses, sondern leisten darüber hinaus auch Trauerarbeit: Rote Türen – mit dem Anschlag der Quadratmeterpreise des möglichen Neubaus auf eben dieser Freifläche – verweisen darauf, dass auch Abriss Perspektiven schaffen kann.

„In Zeiten großer Veränderungen ist es daher notwendig, die Werte der Stadt zu reflektieren und Wertmaßstäbe an die neuen Rahmenbedingungen anzupassen“ – so die Veranstalter in der Einladung zum Denksalon. Doch welches sind nun die Mehrwerte und neuen Strategien für unsere Städte? Fertige Konzepte konnte auch die Veranstaltung nicht liefern, dafür aber eine Fülle von Anregungen und Impulsen. Im Abschlussplenum wurde noch einmal deutlich, dass es wohl nicht so sehr darum geht, völlig neue Werte zu definieren. Vielmehr müssen die „alten“ Werte der Europäischen Stadt, die ein (bau)kultureller Schatz per se ist, als solche herausgestellt und weiter entwickelt werden. Leider wurden die Fragen nach konkreten Handlungsansätzen und den neu (?) einzubeziehenden Akteuren nicht beantwortet. *Barbara Engel*